

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 19

Artikel: Eine Frühlingsfahrt in die Gruyère [Schluss]
Autor: Balmer, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637710>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

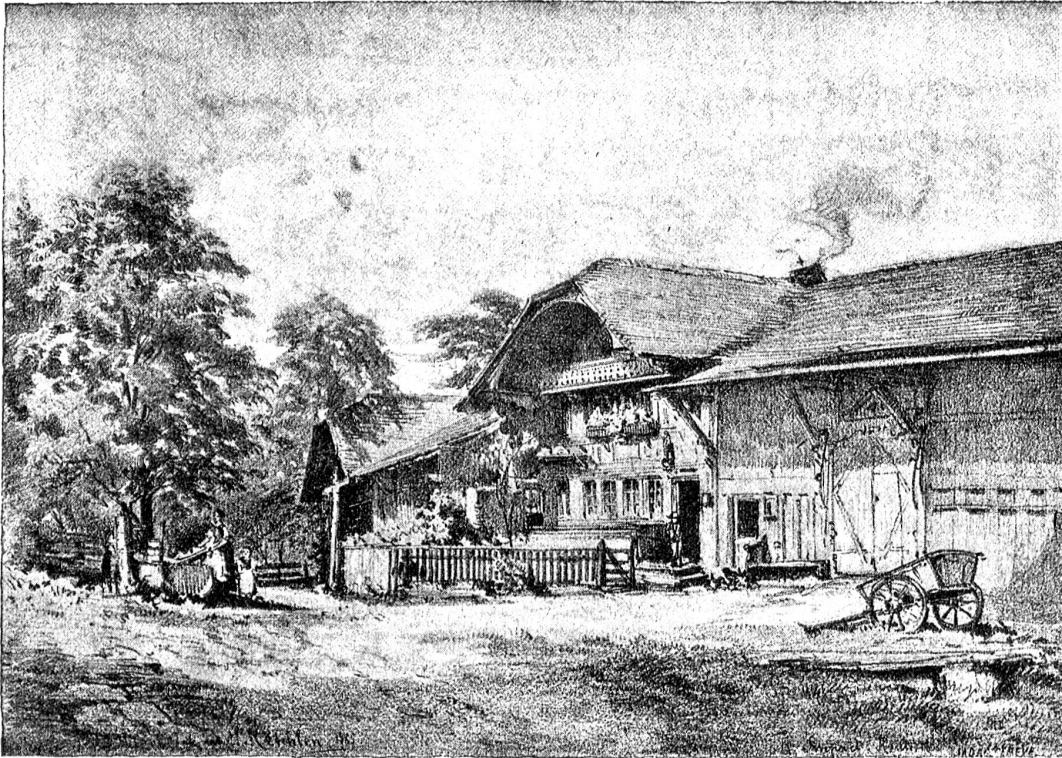
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Heimwesen im Greyerzerland.

Aber die Dampfmaschine wurde nicht gebaut, weil der Großvater nach acht Tagen schon wieder nach Vorderwil zurückfuhr, obwohl seine Tochter und sein Schwiegersohn so lieb zu ihm waren.

Der Königsmied hielt es in der Stadt nicht aus. Am Anfang waren ihm die Leute, die vor den Fenstern vorbeigingen, neue Erscheinungen, teilweise absonderliche Gestalten und interessante Gesichter, die dem Auge etwas Neues zu sehen gaben. Aber Tag um Tag blieben sie sich gleich. Sie kamen zu gewohnten Stunden, immer im gleichen Schritt, wie die toten Figuren eines kunstvollen Uhrwerks. Und sie gingen ihn nichts an. Kein Wort, kein Gruß wurde gewechselt. Es waren Fremde, bei denen es für ihn ganz auf dasselbe herauskam, ob es wirklich Menschen mit Fleisch und Blut waren oder bloß belleidete Gekochmaschinen, die in ihrem Inneren nichts als Luft und ein paar Rädchen hatten.

Und der Garten erschien ihm von Tag zu Tag kleiner. Schließlich sah er von ihm nur noch die Umfassungsmauern. Und es dünkte ihn, als seien sie bei jedem neuen Anblick augenscheinlich um ein bedeutendes Stück in die Höhe gewachsen und seit dem vorigen Male noch enger zusammengedrückt.

Und die Stadt, die früher ein glänzender, verlockender Schauplatz gewesen war, so lang er nur besuchsweise hineintuschiert war, mit Herrlichkeiten an allen Ecken und Enden, bekam jetzt auf einmal eine kalte Starrheit, eine beklemmende Unveränderlichkeit, die er, gewohnt, jeden Tag Neues zu sehen im Wachstum und Wechsel der lebendigen Dinge um ihn her, auf die Dauer so wenig ertrug, wie den Anblick eines Toten. Er hatte Augenblicke, wo es ihm war, als müsse plötzlich das Pflaster der Straßen reißen und das

Grüne daraus hervorschießen und aufwachsen trotz Stein und Haus.

Er sehnte sich nach all dem, was er gewohnt war von Kindsbeinen an, was mit ihm verwachsen war wie der Efeu mit dem Baume und ihm so gut bekannt, wie sein eigener Hosensack. Wenn ihm in Vorderwil schon nichts mehr gehörte, so durfte er es doch noch ansehen und sich dran freuen und sich darum bekümmern. Und das war fast ebensoviel wie es besitzen. Er hatte daheim seine Freunde im Stall und auf den Aekern und Wiesen. In der Stadt hatte er nichts, und was er hätte haben können,

vermochte nicht mehr in ihm festzuwachsen. Sein Seelenboden war ausgefogen. Das Neue vermochte nicht mehr Wurzeln zu schlagen.

Er konnte nicht mehr nähren. Er mußte sich ernähren lassen, solange es noch ging, von all den Dingen, an denen er gehangen hatte sein Leben lang und denen er so viel gegeben hatte an Kraft und Blut und Gedanken. Und es war ihm, als hätten auch sie ihn nötig.

Er mußte auf seinen Hof zurück, und wenn es ans Untergehen ging — ach, er ahnte ein Untergehen —, dann wollte er dabei sein bis zum letzten Augenblicke wie ein Kapitän auf seinem versinkenden Schiffe, wenn auch links rechts die Rettungsboote bereit liegen, ihn aufzunehmen.

Und wenn er leiden mußte, Qualereien, Schimpfreden, häßliche Worte, dann wollte er es hinnehmen wie ein Märtyrer, der für seinen Glauben leidet. War nicht der Hof seine Religion gewesen? Ist er es nicht noch?

Er konnte dem Urs nicht mehr helfen, die Dampfmaschine zu bauen, so gern er es auch getan hätte. Er mußte wieder auf den Königshof.

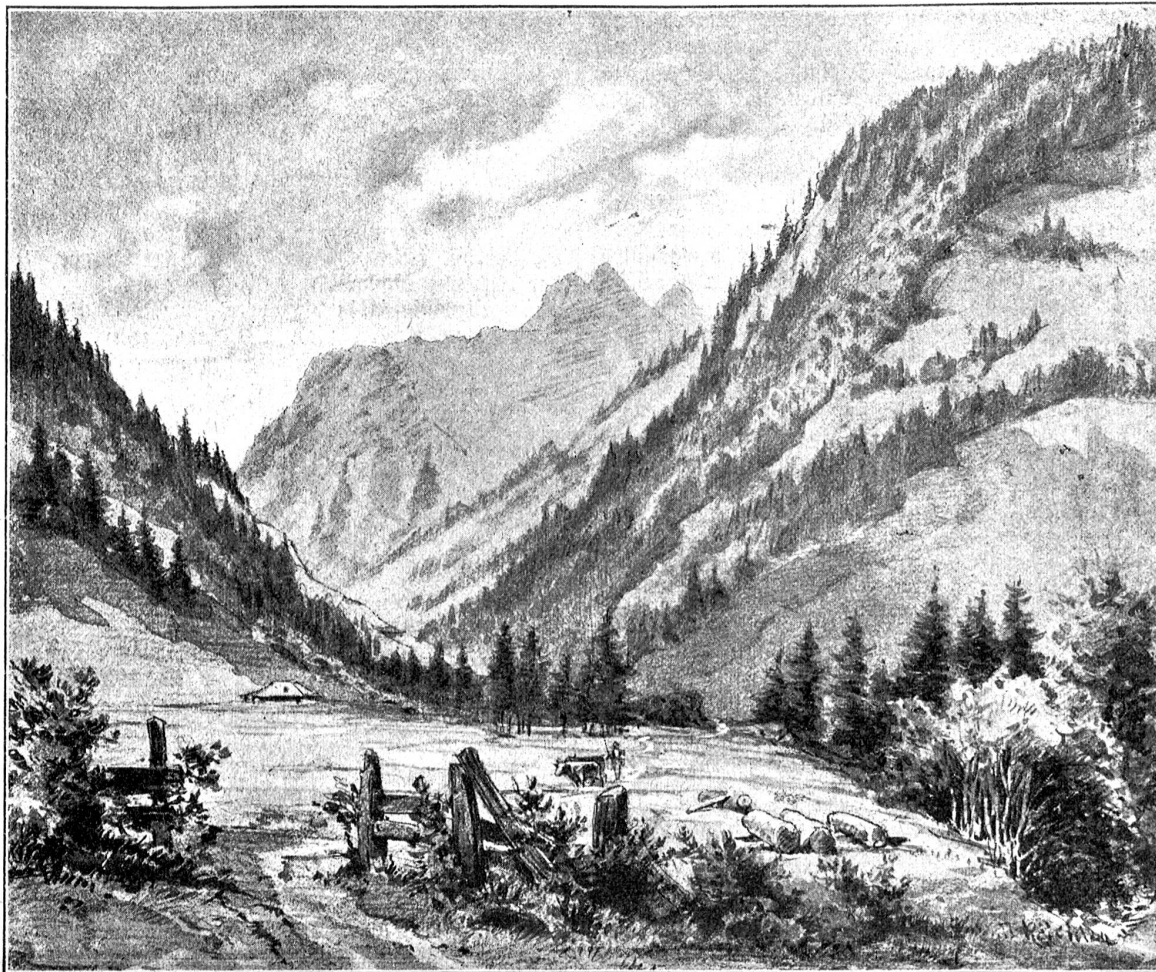
(Fortsetzung folgt.)

Eine Frühlingsfahrt in die Gruyère.

Von Emil Balmer.

(Schluß.)

Am andern Morgen spazierten wir gemächlich in die Gruyère hinein, plauderten am Wege mit den freundlichen Bewohnern, klagten einander das Leid der Zeit und verträsteten uns auf bessere Tage; wir rühmten mit Recht ihre üppigen Wiesen und Weiden, ihre mächtigen Holzhäuser und ihre schönen, zackigen Berge. Auf der Ruine des längst zerfallenen Kastells von Monsalvens hielten wir Gabelfrühstück. Efeu- und Jagenumspinnen ragt das graue Gemäuer der einstigen Dé-



Eingang ins Grand Mont-Cal (Abzweigung des Jauntales), im Hintergrund die Dent de Brentleire.

pendence der Burg von Greyerz aus dem Tannenwald heraus. Hier hat der liederliche Graf Jean II mit seiner Geliebten, der Belle Luce, gehaust, und während er mit der schönen Hirtin von Charmey in Sans und Braus lebte, klagte drüben in Greyerz die unglückliche Gräfin Katharina über die Untreue ihres Gemahls.

Ein intensiver Schokoladegeruch, der aus der tiefen Fagne-Schlucht heraufstieg, rief uns wieder in die Gegenwart zurück, doch wir ließen uns von den süßen Düften der nahen Weltfirma nicht verführen, denn erstens interessierten uns heute Industrieetablissements nicht und zweitens grollten wir dem Herrn Cailler ganz ernstlich — man hatte uns eben erzählt, wie der Uner sättliche Tag für Tag Tausende von Litern dieser herrlichsten Alpenmilch in seinem Riesenschlund verschlinge, anstatt daß sie den braven armen Mitcidgenossen zugute käme.

Das aufblühende Broc ließen wir also für diesmal auf der Seite und näherten uns auf Feldwegen dem Hügel von Greyerz. Mitten im Tale erhebt er sich wie ein uraltes Heidengrab und ist gekrönt von einer der stolzesten Burgen und vielleicht dem schönsten Städtchen der Schweiz. Dort oben auf dem Hügel, mitten in diesem grünen Bergland, schlummert in idyllischer Schönheit die mittelalterliche, traulich-trutzige Feste. Besetzt von zwei alten Nachbarn, die sie haben aufwachsen und blühen sehen, dem breitschultrigen, mächtigen König Moléson zur Linken und dem in den Himmel ragenden Granitobelisk der Dent de Broc zur Rechten, ruht sie in treuer Hut. Ein altes berühmtes Grafengeschlecht hat einst in ihr regiert und von jener glanzvollen, längst vergangenen Zeit träumt sie noch jetzt und niemand wagt die vornehme Edelfrau in ihrem Schlaf zu stören. Der starke

Duft der Narzissen auf den umliegenden Feldern berauscht alle Frühjahr die holde Träumerin — in diesen Tagen solltest du sie sehn, da ist sie wie ein Wunder anzuschauen. Zuweilen umspielt ein leises Lächeln ihre feinen Lippen: dann sinnt sie an den weisen und witzigen Hofnarren Chalamala, wie er die glänzende Feste und Tourneiere im Burggarten oben durch seine spassigen Geschichten und Lieder belebt und verschönte. Ritter, Grafen und Hirtenvolk, alles feierte mit und jubelte dem unsterblichen „Triboulet de la Gruyère“ zu, wenn er anfang, die tapferen Grunériens zu besingen. Die Helden Clarimboz und Bras-de-fer, die einst stundenlang im Wald von Soteau allein gegen die heranstürmenden Feinde kämpften, werden noch jetzt als Heilige verehrt im Land und mit Stolz zeigt man dir im Waffenaal des Schlosses das Schwert des „Bras de fer“.

Das Gesicht der schlafenden Ritterfrau wird plötzlich ernst und traurig: Jetzt denkt sie an die wehklagenden Frauen von Greyerz zur Zeit, da die Männer und Söhne auszogen, um an der Eroberung des heiligen Grabes mitzuhelfen. Vergebens stellten sich die Jungfrauen vor die verschlossene Belluardpforte; die tatendurstigen, abenteuerlustigen Jünglinge brachen es auf, der silberne Kranich (Grue) glänzte auf dem wehenden Banner und „En avant la Grue, reviendra qui pourra“ erscholl es aus der Mitte der tapferen Schar, und ohne sich noch einmal umzuwenden, flogen sie ins Tal hinab. Wenige dieser kühnen Kreuzzugkämpfer haben ihre schöne Heimat wiedergesehen.

Noch von vielen Kriegs- und Liebesabenteuern, von Sagen und Legenden könnte die schöne Frau erzählen, doch lassen wir sie weiter schlummern in ihrem schönen Hirtenland.

Die Grunère liegt nicht an dem breiten Fremden- und Touristenstrom; es widerstrebt ihr, sich hervorzudrängen und ihre Reize zur Schau zu tragen. So lange sie kein Grand Hotel mit Salons und Tea-Rooms duldet, hat sie auch die elegante Fremdenwelt nicht zu fürchten — und das ist es eben, was sie uns so lieb und teuer macht. Wir müssen sie aufsuchen, beschaulich durchwandern, auf ihre leicht erreichbaren Gipfel steigen, am Abend um die Herdfeuer mit den Armaillis plaudern, dann erschließt sie uns ihre wunderbare einzigartige Schönheit. Der pastorale Zauber jener guten alten Zeit, wie wir ihn etwa beim Beschauen der Freudenberger Bilder empfinden, liegt noch heute über diesem idyllischen Land; Schalmeien, Herdenglocken und die schönsten Hirtenlieder wiederhallen jetzt noch in ihren Felsen. Die Grunère ist eine verborgene Blume von seltener Farbe im Kranz der Naturschönheiten unserer Heimat.

Was soll ich dir noch erzählen von dem versonnenen alten Städtchen? Geh' hin und schau dir selbst das Kleinod von Ritterschloß an, wie es von seinen kunstverständigen Besitzern so unverfälscht erhalten blieb. Du wirst staunen ob der Dide seiner Mauern, ob der Pracht seines hohen Rittersaales und ob seines riesigen Kamins, wo man ganze Ochsen gebraten haben soll. Doch auch das Städtchen selbst durchgehe aufmerksam. Du wirst deine helle Freude haben an der Blumenfülle vor den gotischen Fenstern und an dem mit symbolischen Figurinen geschmückten Chalamalahaus. Dem Wappentier, der reizenden Grue, begegnest du auf jedem Schritt. In Stein gehauen, ziert sie Fassaden und Portale, aus Holz geschnitzt die Giebel der Bauernhäuser und als Motiv in kunstvollen Handstickereien siehst du sie in einem Spitzenladen nahe beim Schloß.

Den ganzen Nachmittag zeichnete ich eifrig in mein Skizzenbuch, es preßierte uns gar nicht, weiter zu gehen, und doch hatten wir noch ein gutes Stück Weg vor uns. Es gelüstete uns nämlich, drüber auf dem Mont Gibloux, jenem sanft ansteigenden waldbreichen Höhenrücken, irgendwo in einem Nestchen zu übernachten, um von dort am andern Tag nach Romont und Freiburg weiter zu wandern. Ueber dem Moléjon hatten sich inzwischen die Föhnwolken zu einem drohenden Stock zusammengeballt. Giovanni mahnte zum Aufbruch und durch das Agathentor verließen wir das Städtchen. Im Eilschritt durchquerten wir die Ebene und erst weit jenseits Bulle, auf der ausichtsreichen Höhe der Gibloux, hielten wir einen Augenblick inne und schauten zurück. Um die zackigen blauschwarzen Berge donnerte es tief aus schweren Wolken. Ein greller Strahlenbündel der verfinsterten Sonne stahl sich für kurze Zeit durch das aufgestockte Gewölk und beleuchtete in lichter Verklärung Stadt und Burg von Greyerz. Dahinter, als wären sie weit in die Wolken gerückt, ragten die Dolomitentürme der Gastlosen in den grausig-schönen Himmel hinein.

Auf einmal war das Traumbild verschwunden und urplötzlich schienen wir in eine andere Welt versetzt. Wir eilten über eine einsame Heidelandschaft, die sich im fahlen Schein der gewitterhaften Dämmerung unheimlich ausnahm. Im Regen und Sturm der hereinbrechenden Nacht irrten wir auf dem moosigen Höhenplateau und in den Wäldern der Gibloux umher; einen rechten Weg gab es nirgends mehr, kein Mensch und keine Wohnstätte weit und breit. Einmal meinten wir ein Licht zu entdecken, da war es nur ein verglimmendes Mottfeuer. Aufgeschredte Vögel flatterten manchmal davon und verschwanden wieder in der Finsternis von Zeit zu Zeit tauchten die schwarzen Umrisse einer Torfhütte vor uns auf. Wir glaubten bereits in einem solchen ungastlichen, verlotterten Bretterverschlag unterkriechen zu müssen, da hörten wir auf einmal irgendwo eine Kirchenuhr schlagen — endlich, endlich hörte der Wald auf, wir fanden wieder einen Weg und später die Straße und noch später sahen wir Lichter in der finstern Nacht — und endlich begegneten wir auch wieder einem Menschlein. Sales sei das nächste Dorf, wo man übernachten könne, sagte

man uns. Im Schein der Laterne vor dem Gemeindegasthaus konstatierten wir, daß wir dem Namen dieses Dorfes alle Ehre machten, was uns zwar nicht viel nützen sollte. In der Gaststube, wo es eben noch so geräuschvoll zuging, ward es mäuschenstill, als wir eintraten. „Nous regrettons, il n'y a plus de place“. Wir stehen zuerst sprachlos da und ersuchen dann den Wirt, uns doch irgendwo unterzubringen. Es half alles nichts. Man riet uns, mit dem letzten Zug nach Bulle zu fahren. Nein, das gab uns der Kopf nicht zu, dorthin zurückzukehren. „Wie heißt das nächste Dorf in der Richtung Romont?“ — „Buisternens.“ — „Also, gut — und weiter ging's in die regnerische Nacht hinaus. Es gab aber so unheimlich viele Weggabelungen und Kreuzwege, daß wir uns in diesem Strahengewirr lange nicht zurecht fanden — wenn zufällig einmal ein Wegweiser kam, kletterte Giovanni daran hinauf und entzifferte mit größter Mühe die Namen. Aber der gute Humor verließ uns nie; es war übrigens nicht das erste Mal, daß uns so etwas passierte. In Graubünden wurden wir einst viermal weitergeschickt und haben es doch am Ende noch so prächtig getroffen. Und so war es auch hier. In Buisternens waren wir gut aufgehoben. Und wie geplant, sind wir am nächsten Tage auf der sonntäglich stillen Straße weit hinab in das fruchtbare Aechtland gewandert. Im Parke des verwaisten Schlosses von Mézières haben wir von den Strapazen vollends ausgeruht und vom Schloß Romont aus sahen wir noch einmal hinein in die grüne Grunère!

Das Gelübde.

Skizze von Franz Odermatt.

Meine Großmutter rauchte gerne ein Pfeifchen. Sie frönte damit keinem außergewöhnlichen Genuß, denn in unserem Dorfe rauchten viele Frauen Tabak. Heute sieht man das nicht mehr, Sittenprediger freuen sich eines Erfolges, doch wenn sie einen hübschen Badfisch sehen, der die Zigarette artig zu drehen weiß und zwischen weißen Zähnen und roten Lippen den Rauch hervorbläst, blickt ein Wohlgefallen aus allen Falten ihres sittenstrengen Angesichtes. Das Rauchen war die einzige Abschweifung, die sich meine Großmutter in ihrem strengen Pflicht- und Opferleben gönnte. Der Gegenstand dieser Neigung bestand in einem halbellenslangen Weichselrohr, das oben in ein beinernes Mundstück und unten in einen hübsch geschnitzten Türkentopf endigte. Eine seidene Quaste mit zwei baumelnden Böttelein, ein Kunstwerk meiner älteren Schwester, hielt Rohr, Mundstück und Kopf zusammen, wenn die Gewinde lotterig wurden, was jedesmal dann geschah, wenn die Maschine ein Tag lang unbenutzt und unbefeuert in der warmen Stube liegen blieb. Schon darum mußte für einen ununterbrochenen Betrieb gesorgt werden.

Meine Großmutter war trotz ihren siebenzig Jahren noch eine muntere Frau und ließ sich nicht leicht bange machen. Sie hatte ihr Leben lang gearbeitet und außer der Arbeit nicht viel Schönes in der Welt gehabt. Sie hatte ihr Leben redlich ausgefüllt und brauchte sich nun vor dem Sterben nicht zu fürchten. Einmal aber, am Palmsonntag, kam sie nachdenklich und ernst nach Hause. Sie war am Morgen in die Kirche zu ihrer Andacht gegangen. Das feuchte Wetter hatte ihr, ohne daß sie es zugeben wollte, in der letzten Zeit etwas zugelegt. Sie war dadurch vielleicht empfindlicher, sensibler geworden, jedenfalls ist das eine richtig: Sie nahm an diesem Tage die Predigt schwerer zu Herzen, als es sonst ihre Art war. Der Prediger war auch ein Mann, der es verstand, sich in die Herzen der Frauen hineinzureden. Er war von hoher und schlanker Gestalt, mit wallendem weißem Bart und tiefen dunklen Augen. Seine Stimme konnte donnern und leise säuselnd schmeicheln.

Am diesem Palmsonntag, dem letzten Sonntag der vierzigjährigen Fastenzeit, machte er die Gläubigen besonders ein-